Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 218. Donnerstag den 30. April 1896. 90. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 30. April.

Der plötzlich durch die „Köln. Ztg." entfesselte Sturm von **Krisengerüchten**, der noch gestern fast die ganze deutsche Presse erschütterte, hat sich heute bereits zu einem leisen Säuseln abgemildert. Man bezweifelt allerdings auch heute noch nicht, daß zwischen dem Reichskanzler und seinen preußischen Ministercollegen einerseits und einflußreichen militairischen Autoritäten andererseits erhebliche Meinungsdifferenzen bezüglich der Militairstrafproceßreform herrschen, aber man ist, wie wir von vorn herein, zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Kaiser eine Entscheidung noch nicht getroffen haben kann und daß diese, wenn sie erfolgt, nicht zu einer großen Ministerkrisis führen wird, die schon aus Rücksicht auf die gesammte politische Lage vermieden werden muß. „Es wird nicht zu einer Krisis kommen"; — wird der Münchener „Allgem. Ztg." aus Berlin telegraphirt — „der Artikel der „Köln. Ztg." ist auf den Uebereifer gewisser Freunde des Kriegsministers zurückzuführen." Und die „Köln. Ztg." selbst, die schon während der Caprivi-Krisis erfahren hat, was solcher Uebereifer anrichten kann, beeilt sich, zu versichern, daß ihr Artikel keineswegs officiösen Ursprungs sei. Officiösen Ursprungs scheint dagegen ein Artikel der „Berl. Polit. Nachr." zu sein, in dem mehrere Angaben des rheinischen Blattes bestritten werden und dessen Hintermänner eine nicht unverdiente Zurechtweisung erfahren. Der Artikel lautet:

„Mit Rücksicht auf die Preßerörterungen der letzten Tage wird es von Interesse sein, daß der General der Infanterie v. Spitz sein seit längerer Zeit beabsichtigtes Abschiedsgesuch aus eigener Initiative direct an Allerhöchster Stelle schon eingereicht hatte, als er bei den Reichstagsverhandlungen den Angriff des Volksparteilers Haußmann auf die Verabschiedungen im Officiercorps mit Nachdruck zurückwies, und daß ihm der erbetene Abschied in einer sehr gnädigen Cabinetsordre bewilligt worden ist. General von Spitz hatte an einer schweren Herzaffection gelitten, welche ihn durch mehrere Monate dienstunfähig machte; auch nach der Herstellung sind noch einige Rückwirkungen der Krankheit zurückgeblieben, welche, wenn sie ihn auch an der Erfüllung seiner Dienstpflichten nicht hinderten, doch nach mancher Richtung große Vorsicht erheischen. Ebenso wird uns von zuverlässigster Seite bestätigt, daß bei der Wahl des Nachfolgers des Generals v. Spitz der Gesichtspunct einer abweichenden Auffassung in der vermeintlichen Streitfrage nicht in Frage gekommen sei, indem General von Viebahn, der langjährige Mitarbeiter seines Amtsvorgängers, in den wichtigsten Fragen des Ressorts auch dessen Standpunctheile. Liegen die Dinge, wie wir auszuführen Ursache haben, aber thatsächlich so, dann erscheint es um so befremdlicher, wenn Blätter, welche notorisch öfter zu officiösen Mittheilungen benutzt werden, sich jetzt zu Angriffen gegen die Ausübung des Ernennungs- und Verabschiedungsrechts in der Armee hergeben, die äußerlich sich gegen die Person des Chefs des Militaircabinets richten, in Wirklichkeit aber die Person des obersten Kriegsherrn selbst aufs Korn nehmen. Denn darüber besteht doch in den weitesten Kreisen kein Zweifel, daß der Kaiser, wie er namentlich auch in seiner Eigenschaft als oberster Kriegsherr niemals Deckung hinter der Person eines Berathers sucht, auch Niemandem einen entscheidenden Einfluß auf seine Entschließungen einräumt; dem Chef des Militaircabinets so wenig wie Anderen. Die Erfahrung hat doch in mehr als einem Falle gezeigt, daß auch in den schwierigsten, verantwortungsvollsten Lagen die Entschließung an entscheidender Stelle aus eigener, ganz unbeeinflußter Initiative hervorgegangen ist und daß, wenn die Lösung eines Knotens manchmal unerwarteter Weise erfolgte, sie die Prüfung durch die Praxis regelmäßig glänzend bestanden hat. Ob die bezeichneten Angriffe mit dem monarchischen Princip vereinbar sind, erscheint hiernach nach verschiedenen Seiten hin mindestens zweifelhaft, wie es denn auch als ein neuer Vorgang von nicht weniger zweifelhaftem Charakter erscheint, solche Angriffe durch Mittheilung angeblicher Details über die Beschlüsse des Staatsministeriums, über die Stellungnahme der einzelnen Mitglieder desselben und anderer Bundesfürsten und Bundesregierungen zu stützen. Daß unter diesen Umständen jene Aeußerungen von denjenigen Dienststellen, von denen die betheiligten Blätter sonst wohl Informationen erhalten, eifrig als rein redactionelle Privatleistungen erklärt werden, ist nur erfreulich."

In den ersten Unterredungen, die der Kaiser nach seiner Rückkehr nach Berlin mit seinen Rathgebern gehabt hat, sind zweifellos auch die Vorgänge in **Deutsch-Südwestafrika** und die Kämpfe der dortigen Schutztruppe mit den aufständigen Khauas-Hottentotten zur Sprache gekommen. Diese Vorgänge und die Thatsache, daß wir über derartige Ereignisse so lange im Dunkeln bleiben und oft Wochen, ja Monate lang auf Nachrichten von dort warten müssen, machen es in recht empfindlicher Weise fühlbar, wie mangelhaft unsere Verbindungen mit jenem Schutzgebiet trotz 12jährigem Besitze geblieben sind. Die Nothwendigkeit einer Aenderung dieser Verhältnisse ist schon seit Jahren nach allen Seiten hin empfunden worden, und im Frühjahr 1894 wurde vom Colonialrathe ein eigener Ausschuß eingesetzt, um Vorschläge über die Verbindungen Südwestafrikas mit dem Mutterlande durch Dampfer wie durch Telegraphenlinien zu machen. Der Ausschuß tagte unter Vorsitz des Staatsministers v. Hofmann am 9. Juli 1894. Darin wurde folgender Beschluß gefaßt: „Hinsichtlich der dringend wünschenswerthen telegraphischen Verbindung Südwestafrikas mit Deutschland wurde Herstellung einer Landtelegraphenlinie vom Norden der Capcolonie nach den wichtigsten Stationen Südwestafrikas und der Swakopmündung als dem Bedürfnisse genügend bezeichnet. Ein Anschluß an die submarinen Kabel würde sich zu theuer stellen." Derselbe Grundsatz wurde in der Session des Colonialrathes im Herbst 1894 wiederholt. In den beiden Sessionen 1895 ist jedoch auffallenderweise von dem Telegraphen gar nicht wieder die Rede gewesen und in der Sache ist seit zwei Jahren nichts geschehen. Die Errichtung eines solchen Telegraphen ist wohl eine der dringlichsten Aufgaben; durch sein Fehlen können uns viele Verfäumnisse passiren, die viel theurer zu stehen kommen, als die Herstellung des Telegraphen.

Das Centrum hat gestern in der Commission für das **Bürgerliche Gesetzbuch** durch den Polen v. Dziembowski einen Antrag einbringen lassen, der mehr noch als die ursprünglichen Centrumsanträge zeigt, was der Ultramontanismus dem deutschen Staate zuzumuthen wagt. Der Antrag lautete: „Die in den §§ 1550 bis 1552 angeführten Ehescheidungsgründe können nicht geltend gemacht werden von Personen, welche die Ehe auch in den Formen der Religionsgesellschaft, welcher sie angehören, geschlossen haben." Also: die kirchliche Trauung, die eine Eheschließung nach dem bestehenden Gesetze und dem Entwurfe des Bürgerlichen Gesetzbuches gar nicht ist, soll eine besondere Art von Ehe begründen. Und worin besteht diese „ausgezeichnete" Ehe? Die angeführten Paragraphen lassen die Scheidung zu, wenn ein Ehegatte den andern böslich verlassen, also die Ehe thatsächlich aufgehoben hat, ferner wenn ein Ehegatte durch schwere Verletzung der durch die Ehe begründeten Pflichten oder durch ehrloses und unsittliches Verhalten eine tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses verschuldet hat, endlich wenn durch unheilbare Geisteskrankheit die Gemeinschaft zwischen den Ehegatten aufgehoben ist. Auch unter dieser Voraussetzung soll der unschuldige oder gesunde Gatte gelediget bleiben, wenn das Ehepaar, meist wohl in Unkenntniß der Verpflichtung, die es mit diesem Schritt eingeht, sich vom Standesamte zur Kirche begiebt. Der evangelische Pastor Jskraut erklärte, mit dem Antrag Dziembowski zu sympathisiren; vielleicht hat er seine Tragweite nicht zu ermessen vermocht.

Die Berliner Blätter, die gepredigt hatten, wegen der Eröffnung der Gewerbe-Ausstellung dürfe und müsse das Gebot der internationalen Socialdemokratie, am **ersten Mai** zu feiern, von dem Bürgerthum der Reichshauptstadt respectirt werden, sind nunmehr ihrer Thorheit überführt. Die Berliner „Gewerkschaftscommission" stellt einen ausgedehnteren Maistreik, als in den früheren Jahren durchgeführt werden konnte, in Aussicht, fordert die noch Unentschlossenen zur Theilnahme auf — und bezeichnet es als selbstverständlich, daß die Feiernden der Gewerbe-Ausstellung am 1. Mai fernbleiben. Nun auf einmal „erwarten" die gekennzeichneten Berliner Zeitungen, daß die am „Weltfeiertag" der Arbeit Fernbleibenden entlassen werden. Es fragt sich aber sehr, ob die Repression noch in dem Umfange eintreten kann, den sie angenommen haben würde, wenn man, statt den Arbeitgebern sophistisch die Zulässigkeit des Nachgebens zu deuteln, ihnen, wie die Presse außerhalb Berlins es gethan, gesagt hätte, daß die Socialdemokraten in der Reichshauptstadt diese Maifeier wie jede andere als eine machtpolitische Veranstaltung betrachten und deshalb so wenig wie früher in ihrem Vorhaben unterstützt werden dürfen. Thatsächlich haben zahlreiche Berliner Arbeitgeber sich überzeugen lassen, daß sie diesmal feiern lassen können, ohne ihre und ihrer Standesgenossen Interessen zu schädigen. Und dies wurde „gemacht", um in der Welt die Vorstellung zu erwecken, daß das Dorf Treptow bei Berlin am 1. Mai den Mittelpunct des Universums bilden werde!

Das **neue französische** Ministerium unter Méline ist thatsächlich fertig und wird sich heute der Kammer vorstellen. Auf Wunsch Faure's hatte Méline noch in letzter Stunde Versuche gemacht, zwei oder drei Radicale zum Eintritt in sein Cabinet zu bewegen, allein ohne Erfolg, da kein radicaler Politiker sich als Decorationsstück hergeben wollte. So ist denn das vorläufige Ende der Krise ein homogenes gemäßigtes Ministerium, das sich aus der Gruppe der Opportunisten und des linken Centrums zusammensetzt. An diesem seinem Grundcharakter ändert auch der Eintritt des der Senatsminderheit entnommenen Geschichtsprofessors Alfred Rambaud, der stets für Bourgeois gestimmt hat, in das Unterrichtsministerium, sowie die Uebernahme des Justizportefeuilles durch den gemäßigt progressistischen Vicepräsidenten der Jsambert-Gruppe Darlan nichts, jener ist bei seiner Bourgeois freundlichen Haltung noch lange kein Radicaler und hat ohnedies politisch noch keine Rolle gespielt, dieser hat nur einen ganz leisen progressistischen Anstrich und ist ein intimer Freund Méline's. Diese geringen Schattirungen waren nöthig, da das neue Cabinet sich nur in energischen Gegensatz zu den Socialisten setzen, den Radicalen aber eine entgegenkommende Haltung zeigen soll. Vielleicht stärkt es dadurch seine Position in etwas, da seit dem Abgang Bourgeois' zwischen den Radicalen und den Socialisten heller Zwiespalt entstanden ist, der sich in heftigem Geschimpfe der rothen Presse über die unmännliche Halbheit und verbrecherische Fahnenflucht des radicalen Führers zu erkennen giebt, dem so lange die Stange gehalten zu haben, man auf der äußersten Linken jetzt aufrichtig bereut. Ein weiteres günstiges Zeichen für das Cabinet Méline ist die Erklärung der progressistischen Gruppe, demselben vorläufig keine Schwierigkeiten zu bereiten, um die sehr nothwendige Einigkeit unter den Republikanern nicht zu gefährden. Jetzt wird Alles darauf ankommen, wie sich das neue Cabinet zu den Klerikal-Conservativen stellt. Sie haben unter dem radicalen Cabinet ihre Rechnung nicht gefunden; finden sie dieselbe auch unter dem gemäßigten nicht, so werden sie keinen Augenblick zögern, sich zur Opposition zu schlagen. Hier wird also einige Rücksicht auf die Forderungen namentlich der Curie unumgänglich sein. Was die sehr zahlreichen unsicheren Cantonisten der Republikaner betrifft, so gehen Viele von ihnen erfahrungsgemäß in der ersten Zeit stets mit der neuen Regierung. Es kann daher kaum zweifelhaft sein, daß Méline heute mit einer nicht gar zu knappen Mehrheit debutirt, zumal da angesichts der neuerlichen Regungen des Anarchismus und der Vorbereitungen, welche die Radicalen und Socialisten für den ersten Mai treffen, es kaum ein Abgeordneter außerhalb der äußersten Linken über sich gewinnen wird, auf den sofortigen Sturz des Ministeriums hinzuarbeiten, um an diesem kritischen Tage erster Ordnung das Staatsschiff steuerlos zu lassen. Nach Allem ist es immer möglich, daß sich die gemäßigte Regierung eine Weile hält. Schwer genug wird es ihr freilich werden, denn an gefährlichen Interpellationen wird es die Opposition nicht fehlen lassen, da sie sich nicht ohne Grund darauf stützen kann, daß das Ministerium Méline nicht verfassungsmäßig, wenigstens nicht usancemäßig zu Stande gekommen ist. Die gemäßigten Republikaner sind in der entscheidenden Kammersitzung unterlegen und so hätte ein radicales, mindestens ein gemischtes Cabinet der Lage entsprochen. Statt dessen ist ein Cabinet aus dem Chaos hervorgegangen, das eine Stütze des Senats bilden wird, dem die Kammer ihr Mißtrauen votirt hat; nicht die Kammer also, sondern der Senat ist Sieger geblieben. Das wird zweifellos noch zu ernsten Conflicten in der Kammer führen und wird vornehmlich dem Präsidenten der Republik noch schwere Stunden, ja vielleicht seine Stellung kosten. Ueber das Programm des neuen Ministeriums liegt uns heute folgende andeutende Meldung vor:

* **Paris**, 29. April. Das neue Ministerium wird in seiner Programmrede erklären, daß es in seiner Politik nur das unmittelbar Ausführbare verfolgen werde. Sein Ziel sei, die Vereinigung der republikanischen Parteigruppen wiederherzustellen, und um dies zu erreichen, werde es Alles beseitigen, was Anlaß zu einer Trennung bieten könnte. Das Cabinet wird die Beamten zur Treue und Hingebung ermahnen und wird die Durchführung der Arbeitergesetzgebung mit Eifer betreiben. Es wird mit aller Kraft bemüht sein, die Reform des Erbrechts, sowie diejenige der Getränkesteuer zum Abschluß zu bringen. Unter den Entwürfen, deren Prüfung es sich besonders eingehend widmen wird, werden die Reform der directen Steuern und die Reform der Colonialarmee genannt. Das Ministerium wird erklären, daß es eine Einkommensteuer für wünschenswerth halte, und was die Colonialarmee betrifft, so wird es die Cavaignac'sche Vorlage zurückweisen und beantragen, die Colonialtruppen dem Marineministerium zu unterstellen. Die Programmerklärung wird keine Anspielung auf eine Verfassungsrevision enthalten; sollte die Regierung jedoch über diesen Punct interpellirt werden, so wird sie erklären, daß sie eine Verfassungsdurchsicht ablehne. Die

Feuilleton.

Der Roman einer Schwiegermutter.

Fräulein J. de Saint-Aignan nacherzählt von H. Semmig.
Nachdruck verboten.
6]

„Madame, ich möchte diese Hoffnung gern bestätigen. Leider ist meine Sendung nicht so freundlich. Ich habe den Auftrag, Sie zu bitten, die Vorbereitungen zu Ihrer Abreise zu treffen. In einer Stunde wird Sie eine Postchaise abholen . . ."

„Und wo will man mich hinführen? Großer Gott!" rief die Marquise mit Schrecken aus. „Was hat man mit mir vor?"

„Es ist mir unmöglich, auf Ihre Frage zu antworten", erwiderte der junge Mann, der über der Heftigkeit seiner Gefangenen beinahe die Fassung verlor. „Indessen darf ich, so hoffe ich, Sie bis zu einem gewissen Puncte beruhigen, indem ich Ihnen sage, daß ich die Ehre haben werde, Sie zu geleiten, und daß alle Rücksichten, die man einer Frau . . . einer hübschen Frau schuldig ist, Ihnen im vollen Maße zu Theil werden sollen."

„Das ist ohne Zweifel ein Trost für mich, mein Herr", versetzte Cécile, indem sie einen ziemlich günstigen Blick auf ihren Begleiter warf, „mein Schicksal den Händen eines wackeren Mannes anvertraut zu sehen, denn Sie werden Mitleid mit mir haben, mein Herr", fügte sie hinzu, indem sie ihre schönen Hände faltete und ihre großen blauen Augen mit dem ängstlichen feuchten Blicke zu dem jungen Manne aufschlug. „Nicht wahr? Sie werden die Leiden einer gefühlvollen Frau lindern, die plötzlich Allem entrissen wird, was ihr theuer ist?"

„Ich schwöre es Ihnen zu, Madame", fiel der junge Mann dienstfertig ein; „sehen Sie in mir, ich bitte innig darum, durchaus nicht einen strengen Kerkermeister, sondern den ergebensten Ihrer Diener. Ich möchte nur Eins wünschen: daß diese Reise für Sie soviel Reiz haben möge, als sie für mich haben wird."

Mit diesen Worten zog er sich zurück, Cécile ehrfurchtsvoll grüßend, um sie sich zur Reise rüsten zu lassen.

„Na! das fängt vortrefflich an und ich habe mich ziemlich gut benommen", sagte er bei sich, indem er die Thür zuschloß. „Die Dame ist recht anmuthig und meine Sendung hat nichts Widerwärtiges. Es will doch etwas heißen, am rechten Orte protegirt zu sein."

Jules de Blanquerie war ein junger Mann von trefflichen Eigenschaften, nur ging bei ihm offenbar der Verstand mit dem Herzen durch. Seine Familie, die in einer recht guten Stellung war, hatte ihn die diplomatische Carrière einschlagen lassen wollen, aber seiner Offenherzigkeit wegen, die an Naivetät grenzte, wurde er von allen Gönnern, an die man ihn empfohlen hatte, eher gefürchtet als gesucht: So wartete er denn immer auf eine Anstellung, sich in aller Ruhe auf die Bemühungen seiner Familie und auf sein unbestreitbares Talent verlassend, als Fouché, der seinen Mann kannte und der wie jeder Andere dringend angegangen worden war, ihn eines schönen Morgens zu sich rufen ließ.

„Herr de Blanquerie", hatte der Minister mit ernster Miene zu ihm gesagt, „ich bedarf zu einer Mission, die eine große Gewandtheit, viel Vorsichtigkeit, Menschenkenntniß und Festigkeit verlangt, einen Mann, auf den ich zählen kann. Ich habe an Sie gedacht. Sind Sie dazu aufgelegt, in diesem Augenblick eine mehr oder minder lange Reise ins Ausland zu machen?"

Herr de Blanquerie, höchst erfreut, auf diese Weise in die diplomatische Carrière einzutreten, erklärte sich bereit, sofort abzureisen.

„Sehr wohl, mein Herr", fuhr der Minister fort. „Hören Sie, was Sie zu thun haben. In einem Hause, das Ihnen angegeben werden wird, befindet sich eine Dame, die Sie in einer Postchaise abholen werden. Sie werden sie nur eine Stunde vorher von der Abreise benachrichtigen; aber Sie werden vorher dafür gesorgt haben, daß es an nichts mangelt, um der Dame die Reise nicht zu beschwerlich zu machen. Sie werden sich nach einer Kammerfrau umsehen, die während der Reise die Dame zu bedienen hat; aber diese Frau darf die Stellung und den Namen ihrer Herrin nicht eher erfahren, als bis dieselbe in den Wagen steigt. Im Uebrigen verlasse ich mich, was die weiteren Einzelheiten betrifft, auf die Schärfe Ihres Geistes; es genüge Ihnen nur noch zu wissen, daß diese Dame all Ihre Achtung und Rücksicht verdient und daß ich es Ihnen großen Dank wissen würde, wenn Sie ihr die Reise, die sie unternehmen soll, angenehm machen würden. Dieses versiegelte Couvert enthält Ihre Instructionen; Sie werden sie auf der ersten Station auf der Straße nach Straßburg lesen und genau befolgen. Gehen Sie jetzt, mein Herr; es freut mich, Ihnen diesen Beweis meines Zutrauens zu geben."

Jules de Blanquerie hatte sich, ganz entzückt von seiner geheimnißvollen Mission, verabschiedet, geschäftiger als der Ceremonienmeister Ludwig's XIV., als derselbe den Empfang des Dogen von Venedig zu regeln hatte. Den Rest des Tages war er herumgelaufen, seine Vorbereitungen zu treffen; kaum antwortete er mit halben Worten voller Geheimniß seinen Freunden, die seine ungewohnte Thätigkeit in Erstaunen setzte. Am andern Morgen hatte er sich, wie wir gesehen haben, der schönen Gefangenen, die er begleiten sollte, vorgestellt.

Mit vollem Rechte wünschte er sich Glück, gleich im Anfang das Vertrauen des Ministers gerechtfertigt zu haben. Gewiß ist, daß Cécile sich viel leichter in eine Reise fügte, die sie in Gesellschaft eines jungen Diplomaten von angenehmem Aeußeren machen sollte, als in die langwierige Einsamkeit, die ihr zur Marter ward.

Als eine Stunde später, nachdem er sich in elegante Reisekleider geworfen hatte, Jules de Blanquerie seine Reisegefährtin abholte, fand er dieselbe in einer reizenden Toilette, auf ihrem von leichter Trauer überflogenen Gesichte lag ein Ausdruck sanfter Ergebung, der nicht ohne Reiz war. Jules bot ihr die Hand zum Wagen, ließ sie einsteigen, setzte sich neben sie und gab das Zeichen zur Abreise. Der Postillon knallte mit der Peitsche, die Pferde zogen an und entführten, als wäre sie federleicht, die Postchaise, die Cécile de Luberfac und ihr Glück trug.

Eine Stunde nachher stiegen Maxence und Antonine, die sich Tags vorher vermählt hatten und von der Marquise gut unterrichtet worden waren, ebenfalls in eine Postchaise, um Madame de Luberfac auf dem Wege ins Exil zu folgen, bis zu dem Augenblick, wo sie ihr, an dem Reiseziel, das ihr bestimmt war, angelangt, mit ihrer kindlichen Zärtlichkeit das Glück der Heimath zurückbringen würden. Von der Schwelle ihres kleinen Hotels aus winkte die Marquise de Chalançay den jungen Neuvermählten ihre innigsten Abschiedsgrüße nach und ging dann, nachdem sie ihren Wagen um die Ecke hatte verschwinden sehen, gelassen zu ihrem großen Lehnstuhl, ihrer dicken Angorakatze und ihrem Strickzeug zurück. Unterdessen rollten die beiden Postchaisen mit gleicher Schnelligkeit auf derselben Straße und wirbelten Wolken von Staub auf, durch welche die Bewohner der Häuser an dem Chausseerande nur wie im Nebel die beiden Paare gewahren konnten, die von dem rasenden Galopp einen unbekannten Ziele zugeführt wurden.

Auf der ersten Station hatte Herr de Blanquerie seine geheimen Instructionen geöffnet. Die Ueberraschung, die sein offenherziges Antlitz nicht hatte verbergen können, machte Cécile so verlegen wie neugierig.

„Sie kennen jetzt das Schicksal, das mir vorbehalten ist?" sprach sie, indem sie mit anmuthiger Vertraulichkeit ihre schöne Hand auf das noch geöffnete Schriftstück legt. „Bitte, verhehlen Sie mir nichts; ich habe Muth, Stärke; sagen Sie mir, was ich zu fürchten habe. Es ist schrecklich, nicht wahr?"

„Wenn meine Gegenwart", antwortete Jules „Ihnen nicht zu sehr mißfiele, und wenn diese Reise, die Sie von Allem, was Ihnen lieb ist, weit wegführt, nicht so peinlich für Sie wäre, so würde ich sagen: Nein . . ."

„Ach", seufzte Cécile, „wenn ich weiter nichts als dies zu fürchten hätte!" . . .

„Forschen Sie mich nicht aus, ich bin durch neu Eid gebunden", erwiderte Jules mit ernster Miene, „können Sie mich, schöne Dame; Sie wissen ohne Zweifel besser als irgend wer, wie schwer es ist, Ihnen zu widerstehen".

Cécile lächelte, richtete auf ihren jungen Begleiter einen süßen Blick und der Wagen rollte auf's Neue wer mit rasender Schnelligkeit auf der staubigen Straße wer.

Antonine aber ihrerseits sagte zu Maxence: „Gehst Du dort den Wagen meiner Mutter, mein Geliebter?"

Mit einem aufopfernden Gehorsam, der ihm hr verdienstlich vorkam, unterbrach der junge Mann, dein eine entzückte Betrachtung seines reizenden Weibchens rfunken war, seine beglückende Andacht und neigte sich zur Schlag hinaus, um am Horizont die Postchaise zu erkennen der sie nachjagten.

„In der That, ich weiß nicht, ob sie es ist, wi ich da sehe", antwortete er; „aber wir halten eben an der Station und können uns gleich erkundigen. Heda, Herr Postmeister, hat hier ein Wagen Pferde gewechselt, worin eine Dame, ihre Kammerfrau und ein junger Mann saßen?"

Der gefragte dicke Mann legte zur Begrüßung sie Hand an seine Zipfelmütze.

„Es ist ungefähr eine halbe Stunde her", antwortete er; „die Reisenden fahren rasch zu, denn sie scheuen was Geld nicht, und Sie werden Mühe haben, sie einzuholen wiewohl ich Ihnen die besten Pferde im ganzen Departement gegeben habe", fügte er hinzu, indem er einen väterlich schmunzelnden Blick auf die armen Mähren warf, die man den vorgespannt hatte.

„Und haben Sie die Dame gesehen, die in m Wagen saß?" fragte Antonine mit ihrer sanften Stimm indem sie sich zum Schlage hinauswandte, „sah sie traurig bekümmert aus?"

„Sie hat nicht so frische Miene wie Sie, s macht das

SLUB
Wir führen Wissen.